

„Noch sind wir wenige“

Ein Journalist in Ost-Kongo erzählt, warum er seinen Beruf trotz allem nicht aufgibt

Von JhJ

Reagan Mwanaweka redet nicht lange darum herum. „Pressefreiheit existiert bei uns nicht“, sagt der junge Journalist in Goma, im Osten der Demokratischen Republik Kongo. Das Thema Sicherheit zum Beispiel sei ein „totales Tabu“. Dabei müsste die Bevölkerung auf dem Land dringend wissen, wo gerade welche Miliz wütet, ob die Bäuerinnen auf das Feld außerhalb des Dorfes laufen können, ohne ausgeplündert und vergewaltigt zu werden.

Der Ostkongo ist nie mehr zur Ruhe gekommen, seit im Nachbarland Ruanda 1994 der Genozid stattfand. Damals flüchteten Opfer und Täter in den Kongo. Die Täter formierten sich dort neu zu einer Miliz, was Ruanda zum Anlass nahm, mehrmals in den Kongo einzumarschieren.

Landkonflikte, Rassenhetze und der Kampf um die vielen Bodenschätze in der Region befeuern immer wieder Konflikte. Die Menschen sind zum Spielball von egoistischen Politikern und Geschäftemachern geworden.

Trotz des natürlichen Reichtums des Landes leben zwei Drittel der Menschen in Armut.

Arbeitsplätze gibt es kaum, ebenso wenig fließendes Wasser oder Strom. In der Millionenstadt Goma zum Beispiel müssen viele Einheimischen jeden Tag das Wasser aus dem Kivusee schöpfen und mit Chlor die Keime abtöten. Anschließend schleppen sie es auf dem Fahrrad oder auf dem Rücken zu ihrer Hütte. Nur die Reichen und die Entwicklungshelfer aus dem Westen können sich Wohnungen mit Wasser- und Stromanschluss leisten.

Wenn Journalisten über die Misstände berichten, leben sie gefährlich. Sie erhalten Drohanrufe, werden von der Polizei verprügelt, Fotoapparate und Aufnahmegeräte werden konfisziert. Der Geheimdienst lädt sie vor, oder steckt sie gleich ins Gefängnis. Manche verlieren das Leben.

Im vergangenen Jahr hat die Organisation Journaliste en Danger (Journalist in Gefahr) 87 Angriffe auf Medienmitarbeiter registriert, 15 mehr als im Vorjahr. Auf der Liste zur Pressefreiheit von Reporter ohne Grenzen ist die Demokratische Republik Kongo um zwei Plätze auf Rang 154 von insgesamt 180 Ländern gefallen.

Der Druck auf die Journalisten wächst, seit die Präsidentenwahl im Dezember 2016 ausgefallen ist. Auch ausländische Korrespondenten unterzieht die Regierung immer komplizierteren Verfahren, um die Akkreditierung zu erhalten. Offenbar sollen die politischen Spannung im Land nicht überall publik werden. Die Regierung verhandelt seit Monaten mit der Opposition über eine gemeinsame Übergangsregierung. Diese soll die Wahl organisieren. Aber bis jetzt steht noch kein Termin fest. Die Bevölkerung bekundet ihren Unmut immer öfter mit Demonstrationen oder Streik. Meistens knüppeln Polizei und Militär diese Proteste nieder.

Reagan Mwanaweka kritisiert die Repressalien der Machthaber, aber auch die Medienvertreter selbst. Sie würden ihrem Auftrag nicht gerecht, sagt er: „Viele von uns sind manipuliert und korrumpiert. Die Bevölkerung erhält just in dieser sensiblen Situation keine verlässlichen Informationen“.

Unabhängiger, objektiver Journalismus ist im Kongo eher die Ausnahme als die Regel. Viele Journalisten sind schlecht oder gar nicht ausgebildet. Außerdem erhalten die meisten kein regelmäßiges Gehalt. Die Medien haben kein Geld, weil es kaum Anzeigenkunden und keine Rundfunkgebühren gibt. So fehlen die Mittel für Recherche und Löhne. Die Journalisten arbeiten nebenher als Tagelöhner, oder sie lassen sich dafür bezahlen, dass sie jede Propaganda, Hetze und Gerüchte verbreiten.

Trotz dieser Misere will Reagan Mwanaweka weiter als Journalist arbeiten. „Ich bin ehrlich, ich kann etwas bewegen. Auch wenn es hart ist, kann ich etwas Nützliches tun“, versichert er. Mwanaweka arbeitet für das Kommunalradio Tayna in Goma, das JHJ in Notsituationen immer mal wieder unterstützt. In seiner Sendung „Zivilcourage“ stellt er junge Aktivisten, Unternehmer und Künstler vor, die mit friedlichen Mitteln für eine gerechte Gesellschaft kämpfen. Der Nachwuchsjournalist will der kongolesischen Jugend zeigen, dass sie ihre Zukunft zum Besseren wenden können. „Noch sind wir wenige“, gibt er zu. „Aber eines Tages werden wir viele sein“.